



Beck-Gernsheim_E_2017

Liebe in Zeiten der Globalisierung

Elisabeth Beck-Gernsheim

Liebe in Zeiten der Globalisierung, in: *Fromm Forum* (Deutsche Ausgabe – ISBN 1437-0956), 21 / 2017, Tübingen (Selbstverlag), S. 50-54.

Copyright © 2017 by Prof. Dr. Elisabeth Beck-Gernsheim, Genter Straße 18, D- 80805 München; E-Mail: beck-gernsheim@lmu.de.

Einleitung

Andrea kommt aus Basel, ihr Mann Latif aus dem Iran. Shalini ist Inderin, ihr Partner Markus ist Österreicher. David ist Jude, Renate ist evangelisch. – Solche Paarkonstellationen über Nationalitätsgrenzen hinweg – oder über ethnische, kulturelle, religiöse Schranken hinweg – hat es natürlich auch früher gegeben. Doch während sie früher eine seltene Ausnahme darstellten, werden sie zur Gegenwart hin zunehmend häufiger. Es wächst die Zahl der Paare, wo die Partner sich deutlich unterscheiden nach Nationalität, Kulturkreis, Religion oder Hautfarbe.

Es sind eine ganze Reihe von Ursachen, die zu diesem demographischen Wandel geführt haben, oder romantischer gesagt: zu dieser Öffnung der Herzen. Zunächst einmal sind, ganz prosaisch, die gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen anders geworden. In vielen Ländern finden wir eine zunehmende soziale Mobilität über vordem bestehende Schranken hinweg, nicht zuletzt auch einen Abbau der rechtlichen Hürden gegen „gemischte“ Verbindungen. Man darf nicht vergessen, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein existierten z.B. in vielen Bundesstaaten der USA noch Gesetze, die eine Eheschließung zwi-

schen Schwarzen und Weißen untersagten. Und in Deutschland, wir erinnern uns, waren es die Nationalsozialisten, die die Heirat zwischen Juden und Nicht-Juden – sogenannten „Ariern“ – unter Verbot stellten.

Diese legalen Schranken sind inzwischen gefallen, und hinzukommt heute der umfassende Globalisierungsprozess und die damit einhergehende geographische Mobilität. Durch Migration, Flucht und Vertreibung, durch internationale Arbeitsteilung, Wirtschaftsverflechtung, Massentourismus wächst die Zahl derer, die ihre Heimat und Herkunftskultur hinter sich lassen, für kürzere oder längere Zeit; die Länder- und Gruppengrenzen überschreiten, hier geboren werden, da aufwachsen, dort leben und arbeiten, lieben und heiraten. Ob Franzosen, die für ein Praktikum nach Deutschland kommen, ob Schweizer, die zum Urlaub nach Kenia fahren: Die Zahl der internationalen Begegnungen wächst. Und in der Folge auch die der gemischten Verbindungen: „Gelegenheit macht Liebe“, nennt man das.

Alle Menschen sind gleich ...

Alle Menschen sind gleich! rufen nun im Chor alle Gutmeinenden. Und deshalb sind gemischte Beziehungen genau wie andere auch! Sie sind so wie alle Liebenden sind:



mal Streit, mal Versöhnung, mal himmelhoch jauchzend, mal bitter betrübt. Ob Inländer, ob Ausländer, das ist doch egal, auf den Menschen kommts an. O je, denke ich, jetzt sind wir von Missverständnissen umzingelt. Deshalb will ich's vorsichtig erläutern, was ich meine:

Die erste Wahrheit heißt schlicht, es gibt ebenso wenig „das“ binationale Paar wie „den“ Ausländer oder „die“ Ausländerin. Im Alltag macht es einen enormen Unterschied aus, ob ein Bayer eine Frau aus Salzburg heiratet – oder eine Frau, die aus Kenia kommt. Während im ersten Fall kaum sichtbar wird, dass es sich um eine binationale Verbindung handelt – jedenfalls nicht für einen Betrachter, der nördlich der Mainlinie beheimatet ist –, ist im zweiten Fall sofort offensichtlich, dass der Bayer eine „Fremde“ zur Frau hat. Entsprechend unterschiedlich dürften auch die Vorurteile und Widerstände der Umwelt ausfallen: Umso massiver, je sichtbarer und hörbarer der ausländische Partner ein „Anderer“ ist. Überhaupt ist die Kategorie „Ausländer“ viel zu grob, weil sie Ungleiches gleichsetzt: Das Spektrum umfasst sowohl solche Personen, die gestern zum ersten Mal deutschen Boden betraten, wie auch die, die hier geboren wurden, hier aufwuchsen, hier leben, doch eben eine andere Staatsangehörigkeit haben. Je nachdem, zu welcher dieser Gruppen „der“ Ausländer gehört, wird er Deutsch können, das Wetter gewohnt sein, das Essen, den hiesigen Umgang mit Zeit – oder er kennt all dieses nicht.

Alle Menschen sind gleich: Das ist als Prinzip unbestritten. Aber gleichzeitig gilt auch: nicht alle Lebensgeschichten sind gleich. Wer als Migrant nach Deutschland gekommen ist, hat vieles erlebt, oft auch erlitten, was denen, die ihr Leben im gesi-

cherten Wohlstandsland Deutschland verbracht haben, meist sehr fern und sehr fremd ist. Das Gepäck der Erinnerungen, das der Migrant mit sich trägt, kann vieles enthalten – Verlassen der Heimat, der dazugehörigen Menschen, auch der Sprache, der Landschaft, der Gerüche, der Klänge; vielleicht Armut und Hunger, vielleicht politische Umstürze, Flucht und Vertreibung, bis hin zu massiver Bedrohung, direkter Gewalt. Das alles kann er, weil es seine Geschichte ausmacht, nicht einfach ablegen wie einen lästigen Sack. Er bringt es mit in das neue Leben – und auch in eine neue Liebesgeschichte.

Dazu ein kleines Beispiel. In einem Buch über binationale Paare schildert eine „Betroffene“ ihre Erfahrungen. Sie ist Amerikanerin, ihr Mann Schweizer:

„Der Mangel an Vertrautheit und gemeinsamer Geschichte aufgrund der verschiedenen Muttersprachen ist oft schmerzlich. Bis man Wortspiele oder andere Formen des höheren Unsinn dem Partner erklärt hat, ist der Witz schon gestorben, mausetot... Verse, Lieder und Werbeslogans, die in der eigenen Kultur so wichtig sind, können Sie in Ihrer bikulturellen Ehe glatt vergessen. Dafür lernt man, sich einfach auszudrücken – und mit dem Gefühl zu leben, die eigenen Geisteskräfte ließen entsprechend nach ... Einmal, nur einmal, erlaubte ich mir eine Liebesaffäre – und zwar, wie konnte es anders sein, mit einem Amerikaner. Ich genoss es in vollen Zügen, Gedichte zusammen zu lesen, ein Lied zu hören, das aus der Dusche klang und das ich kannte ... Ich wusste, wann ihm etwas unter die Haut gehen würde, wann er sauer war oder rastlos, wann er tanzen wollte. Sonst funktionierte in dieser Bezie-



hung nichts.“¹

Viele von denen, die mit einem Partner anderer Herkunft zusammenleben, wissen um die dunklen Momente, wo beim Partner Heimweh, Ängste, Verlustgefühle aufkommen – vielleicht nur ganz selten, vielleicht auch öfter –, und welche Anforderungen das stellt an ihre Geduld und ihr Einfühlungsvermögen. Sie wissen auch, dass es nicht hilft, von der Besonderheit der Geschichte des Partners einfach absehen zu wollen, seine Erinnerungen in den Bereich der Vergangenheit abzuschieben, frisch-froh nach dem Motto: Das war doch damals, jetzt ist es anders, wir wollen nach vorn schauen. Viele von denen, die diese Besonderheit des anderen Partners aushalten, ertragen, mit tragen, wissen freilich auch, was sie, an den besseren Tagen, aus seiner Geschichte gewinnen: was sie daraus über andere Welten, andere Lebensverhältnisse erfahren, die ihnen ansonsten verschlossen wären.

Dazu noch einmal ein Blick auf die vorhin erwähnte amerikanisch-schweizerische Ehegeschichte. Einmal stellte dort die Frau ihrem Mann spaßeshalber die Frage:

„Weshalb führt man überhaupt eine bikulturelle Ehe? ... Wir leben zusammen und verstehen uns doch nie ganz richtig, da uns immer ein Teil unseres kollektiven oder kulturellen Ichs fehlt. Dafür haben wir fürchterlich hohe Telefonrechnungen, und unsere Reiseauslagen sprengen regelmäßig unser Jahresbudget“.

Und ihr Schweizer Ehemann sagte da-

¹ Claire Bonney: „Das Antizipierte-Reaktion-Syndrom – oder wie es immer anders kam“, in: Dianne Dicks (Hg.): *Amors wilde Pfeile. Liebes- und Ehegeschichten zwischen den Kulturen*, München (Beck) 1993, S. 108 und 110.

rauf:

„Unsere Beziehung bringt Luft und Licht in den grauen Alltag. Sie schafft Weite, und ich kann so besser atmen. Ohne eine solche Ehe würde ich mich in meiner eigenen Kultur gefangen fühlen.“²

Kulturdifferenzen: Gefahren beim Reden und Schweigen

Das Prinzip, alle Menschen sind gleich, das bedeutet auch nicht: alle Kulturen sind gleich. Im Gegenteil. Ob Feste und Feiern, ob Essen und Trinken, ob Sexualität, Kindererziehung, Geschlechterverhältnisse – das Repertoire der Unterschiede ist groß. Nicht zuletzt das gehört ja oft auch zur Anziehungskraft des anderen Partners, dass er – oder sie – einen Reiz von Exotik, von Buntheit hineinträgt in den stinknormal durchschnittlich langweiligen Alltag.

Allerdings hat diese Prise Exotik manchmal auch Kehrseiten, was man bei der Verständigung im Alltag erfährt. Da ist plötzlich der eine oder die andere überrascht, irritiert, reagiert sehr befremdlich. Und dies ist kein Zufall. Vielmehr sind die Regeln der Kommunikation in verschiedenen Kulturen unterschiedlich bestimmt – sowohl was die sprachlichen wie die nichtsprachlichen Ausdrucksformen angeht. Zum Beispiel: Wann soll man reden, worüber soll man reden, wie lang soll man reden, wann soll man schweigen? Was ist das angemessene Verhalten in bezug auf Augenkontakt oder Lautstärke der Stimme? Wann darf man lächeln, wo darf man laut lachen, wo gelten alle direkten Gefühlsäußerungen als unangebracht? Welche Höflichkeitsformeln, welche Komplimente, welche Geschenke werden erwartet, welche dagegen wirken

² Ebd., S. 110f.



missverständlich, peinlich bis anstößig?

Dazu wieder ein Beispiel. Eine Frau aus dem Norden Europas heiratet einen Mann aus dem Süden. Doch schon bald beginnt es in der Ehe zu kriseln. Nach einem traumatischen Ereignis kommt es zum offenen Streit. Erregt wirft er ihr ein paar Worte in seiner Muttersprache an den Kopf. Die empfindet sie als so schrecklich, dass sie sofort ihre Sachen packt und in die Heimat zurückfährt. Was ihr passiert ist, erklärt sie ihrer Familie dann so:

„Dies Wort war es, was mich (...) gezwungen hat, während der ganzen Nacht zu packen und (...) davonzugehen, denn bei einem Mann, in dessen Nähe ich solche Worte [erleben] muss, konnte ich nicht bleiben und zu einem solchen Mann werde ich niemals zurückkehren“.

Das Wort, das er mir an den Kopf geworfen hat, würde man hierzulande nicht einmal

„einem Hund nachwerfen. Und da habe ich gesehen, dass es eine Schande gewesen wäre zu bleiben“.

Jetzt ahnen Sie vielleicht, um wen es hier geht. Es war eine Frau aus Lübeck, es war *Tony Buddenbrook*, der dies widerfuhr, und zwar von *Alois Permaneder*, ihrem zweiten Ehemann, dem Urbayern. Und was er ihr an den Kopf warf, war dies: „Geh zum Deifi, Sauludr, dreckerts“³. Das ist, zugegeben, auch in Bayern keine Liebkosung. Aber es ist auch nicht so abgrundtief schrecklich, wie es für *Tony* klingt, die Nordländerin.

Allgemein gilt: Je größer die Kulturunterschiede, was die richtigen, die höflichen

Formen des Umgangs angeht, desto eher kommt es zu Missverständnissen, Irritationen, peinlichen Situationen. Dies gilt in der Öffentlichkeit. Es gilt für geschäftliche Beziehungen, die unter Umständen abgebrochen werden und scheitern. Und es gilt ebenso im privaten Bereich, zwischen Männern und Frauen, sowohl in der ersten Liebesbegegnung wie auch im späteren Beziehungsverlauf. Kannst du nicht lernen, mal offen deine Meinung zu sagen? Wie kannst du so mit mir reden? Wie kannst du so mit mir schweigen? Wie kannst du es wagen, mich so unmöglich zu machen? In solchen Momenten beginnt die Erde zu beben.

Der Einwand der Frauen

Solche Erdbeben sind vielen gemischten Paaren aus ihrem Alltag bekannt. Aber es ist oft nicht leicht, anderen, Unbeteiligten, zu erklären, was da passiert. Ich spreche aus eigener Erfahrung. Ich habe im Lauf der Jahre immer wieder Seminare über binationale Beziehungen veranstaltet, und vielfach habe ich ähnliche Reaktionen erlebt. Irgendwann kam die Rede auf kulturelle Unterschiede und die Explosivkraft, die diese in gewissen Situationen entfalten. Da versuchte ich zu erzählen, wie in den Augenblicken der Wut und Enttäuschung, die alle Partnerschaften gelegentlich durchmachen, wie dann hier noch die kulturellen Missverständnisse hinzukommen und das Binnenklima um ein paar Temperaturgrade weiter aufheizen ... Was dann kommt, das weiß ich inzwischen. Sehr oft kommt ein Einwand aus den Reihen der Frauen, die in einer normalen, sprich deutsch-deutschen Partnerschaft leben. Lebhaft werfen sie ein, aber solche Missverständnisse seien ihnen genauso vertraut, ihr deutscher Partner reagiere oft ähnlich, kurz: nicht die Differenz der Heimatländer, sondern die

³ Thomas Mann: *Buddenbrooks. Verfall einer Familie*, Frankfurt (Fischer) 1962, S. 269 und S. 320f.



der Geschlechter breche hier auf.

Und in der Tat, die geschlechtsspezifische Kommunikationsforschung hat inzwischen hinreichend gezeigt, wie Männer und Frauen vielfach unterschiedlichen Gesprächsstilen und Kommunikationsmustern folgen, was entsprechende Missverständnisse, Vorwürfe, Anklagen erzeugt. Insofern ist dieser Einwurf durchaus berechtigt, und man könnte ihn offensichtlich noch fortsetzen, etwa mit Verweisen darauf, wie innerhalb einer als gemeinsam definierten Kultur sich unterschiedliche Gruppen mit je eigenen Umgangsstilen, Gesprächsformen, Regeln der Distanz oder der Annäherung finden – in den USA z.B. zwischen Schwarzen und Weißen, oder innerhalb Deutschlands zwischen Preußen und Bayern.

Richtig ist also, es sind Gruppenunterschiede vielfacher Art, die in die alltäglichen Umgangsformen einfließen. Aber falsch ist es, wenn man deshalb die einen gegen die anderen auszuspielen versucht – so als seien, weil allgemein zwischen Männern und Frauen Unterschiede bestehen, deshalb die Unterschiede zwischen Kulturen und Herkunftsländern bedeutungslos. Das Gegenteil ist wohl eher der Fall. Bei binationalen Paaren dürften die Unterschiede der einen wie der anderen Art sich überlagern, verstärken, in ihrer Wirkung vervielfachen, was den Knäuel der Missverständnisse noch unentwirrbarer macht.

Dazu als Beispiel eine Amerikanerin, die mit einem Japaner verheiratet ist. Sie schreibt: „Alle Ehemänner und Ehefrauen tragen wahrscheinlich von Zeit zu Zeit einmal einen Kampf aus. Einige dieser Kämpfe sind lediglich kleinere Gefechte, andere nehmen schon eher die Dimension eines regelrechten Krieges an. An gewissen Tagen möchte sich wohl jeder in eine entmili-

tarisierte Zone zurückziehen und seine Botschafter aussenden können, die für ihn Friedensverhandlungen führen. Und jeder weiß, wie verworren die Kommunikation zwischen Ehepartnern manchmal sein kann – als ob die beiden unterschiedliche Sprachen sprechen würden. Doch wie groß wird die Verwirrung erst, wenn sie aus zwei verschiedenen Kulturen stammen und wirklich zwei verschiedene Sprachen sprechen!“⁴

Liebe geht durch den Magen, Liebe schlägt auf den Magen

Und wenn es denn nur die unterschiedlichen Kommunikationsstile und Sprachformen wären. Aber hinzu kommen ja oft noch kulturell unterschiedlich gefüllte Gewohnheiten und Erwartungen in anderen Bereichen. Nehmen wir ein vergleichsweise harmloses Beispiel, Essen und Trinken und was darum kreist. Dazu noch einmal *Tony Buddenbrook*. Vor ihrer Heirat, als sie neu in München angekommen war, schrieb sie mit heiterem Erstaunen über die seltsamen bayerischen Sitten:

„Ich trinke mit großem Vergnügen sehr viel Bier, umso mehr, als das Wasser nicht ganz gesund ist; aber an das Essen kann ich mich noch nicht recht gewöhnen. Es gibt zu wenig Gemüse und zu viel Mehl, zum Beispiel in den Saucen, deren sich Gott erbarmen möge. Was ein ordentlicher Kalbsrücken ist, das ahnt man hier gar nicht“.

Einige Zeit später, da ist sie inzwischen verheiratet, versucht sie, ihrem bayerischen Ehemann das Essen ihrer Heimat nahezubringen. Doch *Alois Permaneder*, dem schmeckt's nicht. *Tony* beschreibt das folgendermaßen: „Gestern zum Beispiel [gab

⁴ Christine Miyaguchi: „Falsch verbunden“, in: Dicks, a.a.O., S. 172



es] Sauerampfer mit Korinthen, aber davon habe ich großen Kummer gehabt, denn [er] nahm mir dies Gemüse so übel (obgleich er die Korinthen mit der Gabel herauspickte), dass er den ganzen Nachmittag nicht mit mir sprach, sondern nur murrte.“⁵ Es dauerte nicht lang, dann wurde die Ehe geschieden.

Zum Glück sind die Temperamente nicht immer so unversöhnlich gestimmt. Aber dennoch, Essen und Trinken und was daran hängt, das ist für viele bikulturelle Paare ein weites Feld, ein Schauplatz für ungeahnte Unstimmigkeiten und langwierige Abstimmungsmühen. Da meint Essen nicht nur die Nahrungsmittel per se, sondern auch die Art ihrer Würzung (warum so höllisch scharf/warum so fade geschmacklos?). Essen bringt auch die Frage der entsprechenden Werkzeuge (mit Stäbchen, mit Besteck, mit den Fingern?). Essen beinhaltet elementare Höflichkeitsregeln (wann den Teller leer essen, wann einen Rest lassen; wann eine weitere Portion annehmen, wann dankend ablehnen, wie ist es richtig?). Essen rührt an kulturelle Tabuschränken (kein Schweinebraten für gläubige Juden; kein Rindsgulasch für den indischen Hindu). Essen rührt auch an tief verwurzelte Vorstellungen von Gesundheit, Körper, Natur (das ist heilsam, das ist bekömmlich), und an ebenso tief verwurzelte Abneigungen und Ängste (mein Magen dreht sich). Eine Schweizerin, mit einem Partner aus Ghana verheiratet, schreibt über unterschiedliche Essensgebräuche:

„Am Anfang unserer Ehe hat sich mein Mann immer darüber lustig gemacht, dass ich den Tisch schön deckte (...) und verschiedene Esswaren auf den Tisch stellte. (...) Er dachte, das sei

meine persönliche romantische Ader, so ein Spleen von mir. (...) In Ghana wird das fertige Essen in kleinen Schüsseln bereitgestellt und jeder isst, sobald er Zeit hat. (...) Die Leute essen im Innenhof und sitzen dabei auf kleinen Schemeln. Ein Tisch wird nicht gebraucht. Während des Essens wird auch nicht gesprochen. Essen ist da, um den Bauch zu füllen, kein gesellschaftliches Ereignis. (...) Wenn mein Mann an den Tisch kommt und einfach zu essen beginnt, während ich noch in der Küche stehe, oder wenn er vom Tisch wegläuft, sobald er mit dem Essen fertig ist, so kann ich das heute verstehen, wenn auch nicht grundsätzlich akzeptieren. Essen am Tisch ist immer wieder ein Stein des Anstoßes in unserer Familie“.⁶

Wo die Erwartungen so unterschiedlich gefüllt sind, meint Essen nicht nur Essen, sondern zugleich auch viel mehr. Wie hältst du mit meinen Erinnerungen und Traditionen, mit dem, was mir vertraut ist und nah? Willst du dich durchsetzen um fast jeden Preis, oder respektierst du auch meine Gewohnheiten, meine Vorlieben? Bist du neugierig oder stur und verschlossen? Findest du Gefallen auch an der Welt, aus der ich komme, oder lehnt du alles ab, was zu meiner Herkunft gehört? Ziehst du dich zurück oder kommst du mir ein Stück weit entgegen?

Zu zweit eine interkulturelle Lebenswelt aufbauen

Je weiter die kulturellen Vorgaben voneinander entfernt sind, desto mehr müssen

⁵ Thomas Mann, a.a.O., S. 269 und S. 320f.

⁶ Andrea Knecht Oti-Amoako: “Binationale Familien” in: *IAS-Bulletin* Nr. 58 (März 1995), S. 11.



die Partner selbst Brücken bauen und basteln. Sie müssen, wie es in sozialwissenschaftlichen Studien heißt, die „Konstruktion einer neuen interkulturellen Wirklichkeit“ leisten, eine „binationale Familienkultur“ schaffen. Sie bewegen sich in einem Raum, der kaum vorstrukturiert ist, da zwei unterschiedliche Welten zusammentreffen. In dieser Situation, für die es weder eine Vorbereitung noch spezifische Regeln gibt, müssen die Partner ihre eigenen Alltags- und Lebensformen selber entwickeln.

Vieles, was sonst mehr bis minder selbstverständlich geschieht, muss hier entschieden, abgewogen, ausgewählt werden. Liest man einschlägige Studien oder Erfahrungsberichte, stößt man immer wieder auf ähnliche Fragen, die den Alltag vieler binationaler Paare begleiten. Zum Beispiel: Wo wollen wir leben, in deinem Land oder in meinem, vielleicht auch in einem dritten, wo keiner den Heimvorteil hat? Wollen wir für immer hier bleiben oder später in dein Heimatland ziehen? Wer hat wo welche Chancen, wer muss wo welche Belastungen tragen, wer lebt wo ungeschützt, was Rechtsstatus, Arbeitsmarkt, Alterssicherung angeht? In welcher Sprache findet die Verständigung statt, in deiner oder in meiner, vielleicht auch in einer dritten, vielleicht je nach Gelegenheit wechselnd? Welche Feste und Feiertage wollen wir feiern, wie halten wir's mit Familienbesuchen und dem weitverzweigten Familienverband, wie mit der Arbeitsteilung in der Familie? Mit welchen Erziehungsnormen sollen die Kinder aufwachsen, wollen wir sie in deiner Religion erziehen oder in meiner, mit deiner Sprache oder mit meiner? Welche Vornamen wollen wir wählen, an welche Herkunft wollen wir damit erinnern?

Für die hier verlangten Entscheidungen gibt es keine Vorbilder. Jedes Paar geht

seinen eigenen Weg, sucht seine eigenen Formen. Ob sie sich dazu entschließen, ganz der einen Kulturtradition zu folgen oder ganz der anderen; ob sie Mischformen suchen, Elemente aus beiden Traditionen verknüpfen; ob sie mehrfach probieren, vielleicht auch flexibel wechseln: Dies alles hängt ab von der persönlichen Lebensgeschichte, dem gegenwärtigen Aufenthaltsort und den zukünftigen Plänen, nicht zuletzt auch von den Zwängen und Vorurteilen der jeweiligen Umwelt. So lebt jedes binationale Paar seine eigene Geschichte, seine ganz eigene Version der binationalen Familienkultur.

Aber gemeinsam ist allen, dass sie sich aus der fraglosen Einbindung in eine oder nur eine Herkunftskultur herauslösen müssen. In diesem Sinne sind binationale Partnerschaften in besonderem Maß moderne Beziehungen. Sie sind individualistisch, sie sind geprägt vom Ideal der romantischen Liebe. Nicht den Gesetzen von Herkunft und Heimat sind die Partner gefolgt, sondern, wie Romeo und Julia, dem Gesetz ihres Herzens. Oft haben sie sich gegen den Widerstand ihrer Familien durchsetzen müssen, oft auch gegen Paragraphen, Anordnungen, bürokratische Hürden. Als zwei Individuen haben sie sich füreinander entschieden, und als zwei Individuen müssen sie nun auch ihre Beziehung selber erhalten. Romeo und Julia vor einer neuen Herausforderung also: vor die Aufgabe gestellt, für die Kontinuität ihrer Verbindung zu sorgen, und dies ganz aus eigener Kraft, ohne das Korsett traditioneller sozialer Kontrollen.

Nicht alle kulturellen Gräben sind tief, und durchaus nicht alle Paare fallen hinein. Aber manchmal ist es hilfreich, um die möglichen Fallen zu wissen. Charakteristisch für die Erfahrung vieler gemischter



Beziehungen ist das Nebeneinander unterschiedlicher Traditionen, Erinnerungen, Erwartungen. Das hat seine Reize, aber auch seine Tücken, erfordert in jedem Fall immer wieder neue Prozesse des Auswählens und Aushandelns. Dabei ist jedes Paar auf sich selber gestellt, muss suchen, experimentieren, neue Anfänge wagen. Auf diesem Weg helfen Phantasie, Neugier, Witz, Durchhaltevermögen, und vor allem auch viel gemeinsames Lachen.

Schluss

Viele westliche Länder haben in den letzten paar Jahren die Migrationsregeln erheblich verschärft – Stichwort „Festung Europa“ –, um Einwanderung aus weniger wohlhabenden Ländern zu reduzieren. Von den entsprechenden Reglementierungen und bürokratischen Hürden sind nicht zuletzt auch binationale Paare betroffen. Hier gibt es eine interessante historische Parallele: Bis weit ins 19. Jahrhundert galten in vie-

len Gegenden Deutschlands Heiratsverbote für Besitzlose. Man fürchtete, dass deren Nachkommen der Gemeindegasse zur Last fallen würden. Heute, im 21. Jahrhundert, gibt es wiederum Heiratsbeschränkungen – Migrationsgesetze und bürokratische Hürden –, jetzt aber im globalen Raum: um uns, die Einheimischen der Wohlstandsregionen, zu schützen vor den Besitzlosen der Welt, also vor den Zuwanderern aus den Armutsregionen. Eine der Folgen ist, dass nun binationale/bikulturelle Paare immer häufiger unter Generalverdacht stehen: so als ginge es stets nur um instrumentelle Motive, um Scheinehen also. Damit geraten sie umso mehr unter Druck, müssen ihre Beziehung gegen Misstrauen verteidigen, ihre Liebe gewissermaßen beweisen – was auf vielen Ebenen zusätzliche Belastungen erzeugt, die Beteiligten zermürbt und schlimmstenfalls zum Scheitern der Beziehung beitragen kann.